

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 11

Artikel: Konrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen zum Zürichsee [Schluss]
Autor: Frei, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie häufig namentlich finden wir es, daß in religiösen Dingen Mann und Frau gänzlich uneins sind. Stets hat es etwas tief Schmerzlich-liches für den anderen Teil, zu wissen, daß es in Dingen des Glaubens keine Gemeinsamkeit gibt für beide. Doch nicht genug hiermit, wie oft kommt es vor, daß namentlich die Männer, sich als der stärkere Teil fühlend, ihre Überlegenheit der Gattin gegenüber dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen lassen, um an den religiösen Grundsätzen ihrer Frau zu rütteln und sie zu der eigenen Haltlosigkeit in Glaubensdingen herumzureden. Es ist traurig, wenn ein Mann dies über sich gewinnt und der Frau etwas zu rauben versucht, wofür er ihr nie und nimmer einen Ersatz zu bieten vermag! Ist denn schon hierzu jemals ein Mensch imstande gewesen, mit all den verschiedenen tiefgründigen philosophischen Systemen der Grübler und Forscher der Vergangenheit und Jetztzeit? Nicht weniger traurig aber ist es, wenn eine Frau so wenig Halt in sich selbst hat, daß sie sich wie ein schwankes Rohr dahin neigt, wohin sie eine andere Meinung zu treiben versucht!

In der Ehe übernimmt die Frau die Verpflichtung, in jeder Weise veredelnd und verfeinernd auf den Gefährten ihrer Ehe zu wirken, ihn zu sich emporzuziehen, sei es auf sittlichem oder religiösem Gebiet. Dankbar wird es der Mann anerkennen, wenn sein Weib in diesen beiden Hauptmomenten des menschlichen Lebens über ihm steht. Wenn sich der Mann auch nur ungern dem Regiment einer Frau unterordnet, das Übergewicht an Reinheit und Herzensgüte, an echt christlichem Lebenswandel, erkennt auch der willkürlich herrschende Ehemann unumwunden an, ja, desto unbegrenzter wird seine Achtung vor ihr sein. Dieses Emporziehen ist weit entfernt von einem herrschfüchtigen Verfechten der eigenen Meinungen. Auf laute, ungeberdige Art lassen sich solche Siege nicht verfechten. Da heißt es: „Dulde, gedulde Dich fein!“ und warte ruhig ab, ob das winzige Saatkörnchen, das Du ab und zu in deines Mannes Seele säest, wohl Wurzel schlagen mag. —

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an. —

Conrad Ferdinand Meyers Leben und Dichtung in ihren Beziehungen zum Zürichsee.

Von Pfr. Oskar Frei, Meilen.

(Schluß.)

Aber Jahre harter Arbeit vergingen, bis Jenatsch klar vor dem Geiste des Dichters stand. Mit seinem Einzug im „Seehof“ fühlte er sich „gesund und mutig“, den Jenatsch zu beginnen. Im Frühling 1873 hofft er, ihn schon bis zum Herbst zu vollenden. Aber noch im Februar 1874 klagt er, daß Krankheit seine Arbeit unterbreche und ihn seine Einsamkeit doppelt fühlen lasse. Mitte April steht er wieder „im strengen Dienst der MUSEN“. „Der Jenatsch wird ein wunderbares Ding.“ Frühling und Frühsommer findet den Dichter jeden schönen Tag unter den Kastanien an der Arbeit. Endlich kann die Handschrift an die Zeitschrift „Die Literatur“ abgehen, die den Roman in der zweiten Jahreshälfte abdruckt. Erst jetzt bricht der Dichter mit der Schwester ins Bündner Oberland auf, nach Chiamut, das großen Anteil hatte am Werden des Buches, das der Dichter ja eine Bündnergeschichte nannte. Allein Meyer war weit davon entfernt, „das schnell geschriebene Buch als makellos zu betrachten“. Unablässig bildete und feilte er daran. Als „Zürg Je-

natsch“ 1876 in Buchform erschien, fand es auch am See Beachtung. Pfarrer Jakob Wiszmann widmete ihm im „Wochenblatt des Bezirkes Meilen“ eine längere Besprechung: „Es wäre doch eine bedenkliche Erscheinung, wenn die Namen unserer ersten Dichter und Schriftsteller weit in Deutschlands Gauen herum wohlbekannt und hochgeschätzt wären, bevor das Vaterland sie aus dem Dunkel der Verborgenheit ans Tageslicht ziehen würde.“ Das Buch gewann rasch große Volkstümlichkeit, wurde viel gelesen, aber wenig gekauft: „Es scheint, Zehn reiten auf einem Roß“, schrieb Meyer an Haefl. „Das geht mir nahe, da ich auf meine Zürcher ganz sicher rechnete.“ Es ist natürlich, daß unser See nur ganz nebenhin in den „Zürg Jenatsch“ hineinleuchtet, zuerst in jener lieblichen Szene, da die junge, feine Lucretia Planta mit ihrem Vater nach Rapperswil kommt, den schönen blauen See sieht und, als sie hört, daß am andern Ende die Stadt Zürich sei, stracks sich auf den Weg macht, unterwegs von zwei Schiffen aufgenommen wird und so nach

Zürich kommt, wo sie ihrem Jugendgespielen, dem wilden Jürg, einen Korb der schönsten Früchte aus dem milden Domleschg gleich miten in die Griechisch-Lektion bringt; dann jene andere Seefahrt, da der Zürcher Amtsschreiber Heinrich Waser aus Bünden heimkehrt, wo er die furchtbaren Dinge werden sah, von deren Wirklichkeit er jetzt auf dem Schiff erzählen hört. Wir können es uns nicht versagen, die frische Schilderung jener Seefahrt einzuflechten; sie ruft den Älteren unter uns jene Zeiten mach, da sie selber auf dem Dampfschiff oder auf dem Ledi morgens seeabwärts nach Zürich und abends seeaufwärts gefahren sind:

„Es war eine Gesellschaft, die sich nicht erst von gestern her kannte. Die zwei Schiffleute, Vater und Sohn, vermittelten mit ihren Ruder knechten schon seit Jahren den Verkehr zwischen den beiden Seenden. Der Junge, ein von der Sonne geschwärztes, kräftig aufgeschossenes Gewächs, war Wasers Altersgenosse. Sein Vater hatte ihn von Kindesbeinen an auf den See mitgenommen und ihn früh zum Vertragen der dem Schiffe für die Stadt anvertrauten Briefe und Pakete gebraucht. So war der Bursche mit dem jungen Jenatsch schon bekannt geworden, als der Pfarrer von Scharans seinen Jürg nach Zürich auf die Schule führte, hatte ihm später manche Botschaft gebracht, und wenn Waser zu Ferienanfang seinen Schulkameraden seeaufwärts begleitete, hätte dem lustigen Tage das Beste gefehlt, wenn der wort- und schlagfertige Kuri Lehmann nicht mitgefahren wäre.

„Er war es auch gewesen, der mit seinem Vater die müde kleine Lucretia in das Schiff aufgenommen, ihr in Zürich den Weg nach dem Carolinum gezeigt und ihr Mut gemacht hatte, nur frisch und unverzagt dem Jürg ihren Kram auf die Schulbank zu stellen.

„Auch die Dorfleute — ein alter Mann von Stäfa, der allwöchentlich seine Spanferkel in Zürich zu Markte brachte, der Honighändler, die Fischer und ein paar Hühner- und Eierweiber — waren Stammgäste des geräumigen Bootes.“⁷⁾

So fahren sie seeabwärts unter lebhaftem Gespräch über Jenatsch und Planta und die Gerüchte von dem schrecklichen Protestantenmord im Weltlin, als sie sich mählich Rüsnacht nähern, wo des alten Schiffers Leemann Auge auf einer grünen, von hohen Rußbäumen beschatteten Landungsstelle haften bleibt. „Es

ergoß sich dort zwischen steilen, mit Hollunderbüschen und Wurzelwerk überwucherten Borden ein Bach in den See, ein stilles und durchsichtiges Wässerchen, dessen unterhöhlte Ufer aber verrieten, wie heftig es im Frühjahr toben konnte. Von der Anhöhe blickte ein Landhaus herab. Dort unter den Bäumen stampfte ein kleiner ungeduldiger Junge mit Degen und Federhütchen auf dem schattigen Rasen herum, während die würdige Gestalt des Präceptors beschwichtigend daneben stand.

„Hoheho, hieher, Lehmann! Ich will in die Stadt!“ schrie der Kleine, während sein Mentor ein Tuch aus der Tasche zog, um das Boot heranzuwinken.

„Überflüssige Bemühung! Der alte Lehmann hatte schon mit dem Rufe: „Aha, der Junker Wertmüller vom Wampispach!“ sein Schiff der Rußbaumgruppe zugelenkt und die Planke zum Einsteigen bereit gemacht.“⁸⁾

Es ist der kleine Junker Wertmüller mit seinem Hauslehrer, dem V. D. M. Denzler, den der Schiffsmann aufnimmt, derselbe Wertmüller, der dann als Adjutant des edlen Herzogs Rohan in seiner derben Offenheit eine so prächtige Figur macht, derselbe Wertmüller, der als alter General in Meyers Novelle „Der Schuß von der Kanzel“ auf der Au drüben sein Unwesen treibt und es auf dem Gewissen hat, daß sein alter Vetter, der waffenkundige Pfarrer von Mythikon auf der Kanzel mitten in seinem Sermon jenen fatalen Pistolenschuß tut, der aber auch jenes schöne Werk auf dem Gewissen hat, daß der linksisch-scheue, aber kerngute Kandidat Pfannenstiel die schöne „Figur“ Rahel kriegt und die Pfrund von Mythikon dazu.

Die Stadtfahrten auf dem See waren dem Dichter sehr lieb; er und seine Schwester waren bei den regelmäßigen Gästen auf dem Schiffe wohlgelitten. Betsch erzählt davon: „Auf diesen Schiffen war der Dichter ein bekannter, gern gesehener Fahrgast. Freunde stiegen ein, Freunde stiegen aus; man sah sich, sprach sich; dann ertönte der Ruf „Stopp!“ Der Dampfer hielt an einer der vielen blühenden Stationen, der leichte Landungsteg flog aufs Verdeck, man grüßte sich und schwand sich aus den Augen, während das Boot von dannen rauschte.

„Nach Jahren, als mein Bruder nach seiner Verheiratung sich in Kilchberg niedergelassen hatte und nicht mehr unten am Ufer wohnte,

7) C. F. Meyer, Jürg Jenatsch. 109. Aufl., S. 83 ff.

8) Ebenda S. 87.

benutzte er andere Verkehrsmittel, um von seinem hochgelegenen Heim nach Zürich zu gelangen. So verschwand er vom Verdecke des Bootes und ward kaum mehr dort gesehen. Ich reiste allein. Das kam nun seinen ehemaligen Dampfbootbekannten ungewohnt vor. Er mangelte ihnen. Da setzte sich dann nicht selten der eine oder andere von ihnen zu mir, vielleicht in leiser Absicht, die vereinsamte Schwester zu trösten, und fragte nach meines Bruders Ergehen. Sie sagten mir, wie gerne sie immer mit ihm gesprochen hätten.⁹⁾

Einsamer war mitunter die Heimfahrt auf dem Spätboot, dem unrühmlichen „Lumpensammler“, wie ihn die greise Witwe des ehemaligen Bahnführers von Meilen noch heute nennt, die freilich davon nichts wissen will, daß Conrad Ferdinand Meyer je einmal erst mit dem letzten Schiff heimgekehrt wäre. Der Dichter schildert aber doch eine solche Fahrt: „Im Spätboot“:

„Aus der Schiffsbank mach ich meinen Pfuhl.
 Endlich wird die heiße Stirne kühl!
 O wie süß erkaltet mir das Herz!
 O wie weich verstummen Lust und Schmerz!
 Über mir des Rohres schwarzer Rauch
 Wiegt und biegt sich in des Windes Hauch.
 Hüben hier und drüben wieder dort
 Hält das Boot an manchem kleinen Port:
 Bei der Schiffslaterne fargem Schein
 Steigt ein Schatten aus und niemand ein.
 Nur der Steurer noch, der wacht und steht!
 Nur der Wind, der mir im Haare weht!
 Schmerz und Lust erleiden sanften Tod.
 Einen Schlummerer trägt das dunkle Boot.

(„Gedichte.“)

Im „Seehof“ erlebte C. F. Meyer auch sein spätes Liebesglück (nachdem er ein heißgeliebtes Wesen durch einen frühen Tod verloren hatte). Es war Betsy selber, die in ihrer selbstlosen Liebe (an einem Sommertag auf den Höhen von Chiamut) den Bruder mahnte, ein eigenes Heim zu gründen: „Es kann und darf nicht mehr so bleiben. Du mußt aus dem Traume heraus und mehr als bis heute ins tätige Leben hinein. Sonst erwachst du plötzlich, wenn es zu spät ist, und siehst auf die verlorenen Jahre zurück. Du solltest ein eigenes Heim haben mit seiner Freude und seiner Verantwortung.“ Dazu war der Dichter schon entschlossen; ja er hatte innerlich seine Wahl schon getroffen. Und diesmal stieg er nicht wie sonst aus den Bergen heim, um seine Kraft in den Dienst der großen

Kunst zu stellen, sondern mit dem Entschlusse, „auf dem eigenen, dem ethischen Lebensgebiete sein Dasein zur Vollendung zu bringen.“¹⁰⁾

Luiſe Ziegler war eine Tochter von Oberſt Eduard Ziegler im Pelikan, der durch ſeine Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart am Tage des Zürichpuſches Stadt und Land und am Tage von Gislifon die Sache des neuen Bundes vor Verwirrung und Unheil gerettet hatte. Am 29. Mai 1875 trafen ſich Conrad Ferdinand Meyer und Luiſe Ziegler an der Leiche Mathilde Eſchers, ihrer gemeinſamen mütterlichen Freundin. Dieſes Zuſammentreffen berührte ſie wie ein Wink des Schickſals. Nachdem der Dichter die Gewißheit erlangt, daß eine Werbung nicht abgewieſen würde, luden die Geſchwister Luiſe Ziegler und die Schweſter eines Freundes in den „Seehof“. Unter den Raſtanien trank man ſchnell den Kaffee, und ließ ſich dann zur Au hinüberraufen. Dort trennte man ſich. Betsy ſtieg mit der Freundin zum Gaſthaus hinauf, den Kaffee unter ſchattenden Bäumen aufſtellen zu laſſen. Auf den lauſchigen Pfaden der Halbinſel fanden ſich die Herzen der beiden andern; als Brautleute traten ſie der Schweſter und Freundin aus einer der herrlichen Baumalleen entgegen. Am Abend des 13. Juli fuhren zwei Überglückliche nach Zürich hinab ins Elternhaus der Braut. Seinem Freunde Wille meldete der Dichter am 15. Juli, daß ſeine Liebe zu Fräulein Ziegler eine tiefgewurzelte, geteilte und glückſelige ſei. Der Braut ſchrieb er in jenen ſchönen Sommertagen: „Laß dich die Nähe der „Schwabenjahre“ nicht kümmern, das mahnt zum Dekor nach außen, aber „unter uns“ dürfen wir ſo jung ſein, als wir wollen, oder richtiger: als wir es dem Herzen nach ſind. Ich muß dir ein Bekenntnis ablegen! Vor meiner Bewerbung räſonirte ich denn doch manchmal ſo: mit der ſanften Luiſe im Pelikan, die kein Wäſſerchen trübt, geht es dann ganz ohne Aufregung, ſo recht gelaffen und anſtändig. Aber, Schatz, ſchon als wir am 13. Juli miteinander auf dem Boot ſaßen, merkte ich, daß die Sache ſchief gehe. Nie aber hätte ich geglaubt, daß ein Menſch von einem Menſchenkind ſo gepackt, eingenommen und vollſtändig erobert werden könne. Ja, ja, die kleinen Frauen! Nähe und Ferne bindet und feſſelt mich an die Luiſe!“ Und in einem ungedruckten Verſ vom 22. Auguſt fragt er die Braut:

⁹⁾ Betsy Meyer, C. F. Meyer, S. 3. ff.

¹⁰⁾ Betsy Meyer, S. 193 ff.

„Kennst du, Kind, im Sterngefunkel
 Noch das Eichendunkel?
 Noch das Eiland unbelaufcht,
 Dran die Welle rauscht? — — —
 Dort im Abendlicht vor wenig Wochen
 Ward ein Bann gebrochen,
 Daß der Quell des Lebens überquoll,
 O wie voll, wie voll! —“¹¹⁾

Am 5. Oktober 1875 fand die Trauung statt, auf Wunsch der Braut im Kirchlein zu Kilchberg. Ein strahlend schöner Tag stieg aus dem herbstlichen Grau des Morgens — See und Firne leuchteten in brennender Abendglut. — Die Hochzeitsreise führte die Neuvermählten nach Corsika, wo sie den ganzen Winter verbrachten. Im ersten Frühling bezogen sie das neue Heim im „Wangensbach“ zu Rüschnacht, das ihnen die Schwester inzwischen bereitet hatte. Es ist jener Wampisbach, von dem der junge Junker Wertmüller zum See niedersteigt. Ob dem Dorfe gelegen, gewährt es weiten Blick auf den See und in die Berge. Jetzt wurde dem Dichter das Spiel der zwei sich fliehenden und wieder findenden Segel, das er so oft auf dem See geschaut, zum freundlichen Sinnbild seiner eigenen Liebe:

Zwei Segel erhellend / Die tiefblaue Bucht!
 Zwei Segel sich schwellend / Zu ruhiger Flucht!
 Wie eins in den Winden / Sich wölbt und bewegt,
 Wird auch das Empfinden / Des andern erregt.
 Begehrt eins zu hasten, / Das andre geht schnell,
 Verlangt eins zu rasten, / Ruht auch sein Gefell.
 („Gedichte.“)

Indessen ging der Wunsch des Dichters nach einem eigenen Heim. Im Frühling 1877 erwarb er die Ott'sche Liegenschaft in Kilchberg, die er zum behaglichen Landhaus mit hohen weiten Räumen ausbaute. Aus den Briefen an die Freunde spricht die Freude und auch ein bißchen der Stolz des Dichters über das schöne Heim, das er später durch Zukauf von Land und Scheune vor Störung durch eine Mehrg- und Regelsbahn schützen konnte. Das Beste waren ihm auch hier wiederum Luft und Aussicht. Im kleinen Giebelzimmer hatte er die ganze Seebreite vor sich: „Ein Duzend Kirchtürme, die ganze Flucht der Alpen, die schönste Aussicht am See.“ — „Ich trage meine eigene Erde an den Stiefeln“, jubelte er in einem Briefe und nie vergißt er Herbstwetter und Wümmet zu melden. Die Trauben von rechtem Sonnenufer scheinen ihm freilich noch

besser gemundet zu haben. Die Schwester bereitete ihm oft die Freude und ließ ihm auf den 11. Oktober durch die Rahnführerin, seine frühere Nachbarin vom „Seehof“, von den Trauben ihrer Hauslaube schicken, die Betsy selber nach altem Abkommen sich bringen ließ, „so lange ich noch lebe und wir Trauben essen können“, wie sie noch im Herbst 1897 schrieb. — Meyers Nachbarn in Kilchberg waren der Graf von Plater und seine Caroline Bauer, die ehemalige morganatische Gemahlin des Königs von Belgien: „Er fast ein König, sie fast eine Königin, — und ich fast ein Poet — es wird schon gehen!“

Und es ging prächtig. Die erste Dichtung, die Meyer im neuen Heim vollendete, „Der Schuß von der Kanzel“ atmet voll die sonnige Stimmung, die den Dichter damals beseelt hat. Über den Erfolg dieser Novelle, die er für das „Zürcher Taschenbuch“ seinem Freund Rahn versprochen hatte, war er zwar sehr überrascht. An seinen Verleger Haessel schreibt er: „Ganze Bevölkerungen lesen denselben (den „Schuß“), natürlich ohne ihn zu verstehen.“ Ja, Meyer empfand es demütigend, daß diese „Blutette“ (Geistesfunke) auch in Deutschland mehr gefiel als seine „zarteste Lyrik“. „Es macht Welt“ sagte er resigniert. „Ohne die Nötigung des gegebenen Wortes wäre die Poesie ungeschrieben geblieben. Wir (individuell) hinterläßt das Romische immer einen bitteren Geschmack, während das Tragische mich erhebt und beseligt“ (an Wille). Ganz fern lag ihm, was ein Freund ihm vorwarf, Spott gegen die Pfarrer. Meyer verließ übrigens dieses Genre sogleich, schon um nicht den Anschein einer Nachahmung von Kellers „Zürcher Novellen“ zu erwecken, die eben damals zu erscheinen begannen. Der Volkstümlichkeit, die ihm der „Schuß“ gebracht, ging der Dichter still aus dem Wege. Als er einmal im Sommer 1878 zur Au hinüberfuhr — bei Anlaß eines Besuches im Seehof — um sich das Wertmüllersche Haus näher anzusehen, das er seit einem Schulausflug in seinem 13. Jahr nicht mehr betreten hatte, fragte ihn die Eigentümerin, eine Frau Major Hartmann: Der Herr hat gewiß den „Schuß“ gelesen: „Ich bejahte, bewahrte aber mein Inognito...“

So gewiß dem Dichter der „Schuß“ nur ein Spiel des Augenblicks war, uns ist er doch lieb, weil die Novelle wiederum ein Stück Zürichsee lieblich und anmutig verkörpert. Gleich die ersten zwei Seiten stellen uns mitten in den Zauber

¹¹⁾ Aug. Langmeyer, C. F. Meyer. 2. Aufl., 1905, S. 851 u. 881.

eines Herbsttages am Zürichsee: „Die ersten Tage der Lese waren die schönsten des Jahres gewesen. Eine warme Föhnluft hatte die Schneeberge und den Schweizersee auf ihre Weise idealisiert, die Reihe der einen zu einem einzigen stillen großen Leuchten verbunden, den andern mit dem tiefen und kräftigen Farbensglanze einer südlichen Meerbucht übergossen, als gelüfte sie, eine bacchische Landschaft, ein Stück Italien über die Alpen zu versetzen.“ Rechtes und linkes Ufer spielen fein ineinander, die Kirchtürme von hüben und drüben grüßen sich. Unsere Phantasie belebt die verschwiegene Wald- und Wiesenpfade der Au unwillkürlich mit den Gestalten der Novelle, mit der Gestalt des alten schnurrigen Generals Wertmüller und seines unheimlichen Dieners, den die Meilener Burschen am Sonntag im „Löwen“ unter den Tisch gezeit haben, noch lieber aber mit der Gestalt der schönen herben, tapferen Rahel. Eine Menge kleiner und feiner Züge muten uns heimlich an. Zum Bild Wertmüllers soll übrigens der Besitzer des „Seehofs“ zu Meyers Zeit, ein origineller Herr Gattiker-Dolder, an dem der Dichter seine Freude hatte, Modell gestanden haben.¹²⁾ Im Kirchturm von Mithikon grüßt uns der „Horgner Turm“, der auch im „Rappen des Komtur“ Sturm läutet und schon am alten Kirchlein als schlanke Nadel zum Himmel stach. Im Pfarrhaus aber zeichnet Meyer sein eigenes Kilchberger Heim: dort plätschert der altersgraue Brunnen, dort wiegen sich zwei mächtige Pappeln im Winde.

Nach dem „Schuß“ wandte sich C. F. Meyer wieder der großen Kunst zu. Schon in seinen ersten Rüschnachter Jahren war ihm die sympathische Gestalt des Rüschnachter Komturs Conrad Schmid, des milden versöhnlichen Freundes Zwinglis, nahe getreten. Ihn wollte der Dichter zum Mittelpunkt eines großen, breitangelegten Romans machen, darin er in „lebendigen Gestalten das Wesen des 16. Jahrhunderts, den Kampf und Gegensatz des humanistisch-ästhetischen und des reformatorisch-ethischen Prinzips“ packen wollte. Das „Werden des modernen Menschen, das Menschliche, zu allen Zeiten Gültige“ hoffte er herauszufrieden unter Umgehung der theologischen Streitigkeiten. Leider blieb der schöne Plan ein Traum. Nur in der bekannten Ballade gewann der Komtur Gestalt. Dafür reifte gegen 1880 „Der Heilige“,

der den Dichter schon in Meilen beschäftigt hatte, den gewaltigen Kampf zwischen Heinrich II. von England und seinem Kanzler Thomas Becket in dramatisch mächtig bewegten Bildern darstellend, ein Kunstwerk von großer Schönheit und Geschlossenheit.

Meyer hatte jetzt überhaupt die seinem Wesen und seiner Kraft angemessene Form der historischen Novelle gefunden. So reifte in rascher Folge Novelle um Novelle: „Plautus im Nonnenkloster“, „Gustav Adolfs Page“, „Das Leiden eines Knaben“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Richterinnen“. Alle diese späteren Dichtungen haben keine unmittelbaren Beziehungen zu unserem See. Sie spielen in Rätien, im Thurgau, in England, Frankreich, Deutschland und Italien. Unser See aber leuchtet und glänzt auf aus dem reichen lebensvollen Band der „Gedichte“, die Meyer 1882 gesammelt hat. Außer den bisher erwähnten wären noch zu nennen das sinnbildtief „Eingelegte Ruder“, das ergreifende „Der schöne Tag“, das friedsame „Abendwolke“, das feierliche „Neujahrglocken“, ursprünglich ein Gruß an Eliza Wille, dann aus 24 Zeilen auf 6 zusammengebrängt — ein prächtiges Beispiel dafür, wie der Dichter um die letzte vollendete Form gerungen hat.

Meyers Freundschaft mit Willes blieb übrigens lebendig, bis die Abend Schatten sich über das Leben des Dichters senkten. Dem Freunde auf „Mariafeld“ las der Dichter seine Arbeiten vor, ehe sie vor die Welt traten, und am Leben der Familie seines Freundes nahm er warmen Anteil. Mit Interesse las er die geistvollen Artikel des späteren Generals: „Einen solchen Sohn erzeugt zu haben, ist mehr als die schönste Novelle“, schreibt er dem Vater am 16. Juli 1887. Noch oft fuhr Meyer über den See nach Mariafeld hinüber oder in den „Seehof“, wo noch bis 1880 die Schwester wohnte. Ihr diktierte er unter den Kastanien noch 1878 ein neues Kapitel für den „Senatsch“ in die Feder. Was des Knaben einzige Lust gewesen, eine „Seegefrörne“, ward dem alternden Dichter zum Gegenstand der Klage: „Bei uns“, schreibt er am 23. Februar 1891, „wird die Seegefrörne nachgerade langweilig. Seit wohl sechs Wochen heller Himmel und seit vier Wochen statt der lebendigen Flut ein Gletscher. Jetzt ist — nach ein paar Jubeltagen — der gefrorne See jedermann verleidet.“

Als sich die Meilener im Frühjahr 1881

¹²⁾ Freundl. Mitteilung von Hrn. Sek.-Lehrer J. Stelzer, Meilen.

zum Empfang des Seefängerverbandes rüsteten, beschloß der Männerchor Meilen, sich von zwei Meistern der Kunst einen würdigen Sängergruß schaffen zu lassen. Pfarrer Wiszmann, von dem wohl die ganze Idee ausgegangen, übernahm es, den Dichter des Hutten, der soeben zur Denkmalweihe des Sängervaters Heim eine herrliche Dichtung geschrieben hatte, um den Text eines solchen Sängergrußes zu bitten, den dann Carl Altenhofer, der Dirigent des Seeverbandes, vertonen sollte. Am 16. Februar schreibt Meyer an Rahn: „Vorgestern erhielt ich gleichzeitig zwei Einladungen, 1. einen Sängergruß für die Meilener zu dichten, 2. ein Autograph für das Kaiseralbum zu verfassen.“ Am selben Tage an Pfarrer Wiszmann: „Lieber Herr Pfarrer, ich habe mir die Sache ein bißchen überlegt und finde mich noch nicht darin zurecht. Könnten Sie mir nicht zur Orientierung einen früheren Sängergruß mitteilen oder ein paar Motive bezeichnen. Auf diesem Boden habe ich eben gar keine Praxis und könnte mich leicht im Ton vergreifen.“ Ob und wie Pfarrer Wiszmann diesen Wunsch erfüllt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Am 1. März schickt Meyer seinen Entwurf, mit der Bemerkung: „Das Lied sollte feurig, bacchantisch komponiert werden, ein Genre, welches in den Liederbüchern noch vollkommen fehlt.“ Pfarrer Wiszmans Kritik, die sich der Dichter erbeten, beschränkte sich auf eine kleine Korrektur über die Mehrzahlbildung Vöte: „Also Boote, lieber Herr Pfarrer, es geht zwar gegen mein grammatisches Gewissen, aber Sie haben mich lachen machen und wer lacht, kann sich, wie Sie wissen, nicht länger verteidigen.“ Am 19. März ward der „Sängergruß“ in der Probe vorgelesen und fand allgemeinen Beifall. Wirklich hat ihn Altenhofer komponiert. Am 24. Mai nahm er selber in Meilen die Probe ab und am 13. Juni erscholl in der dortigen Kirche Conrad Ferdinand Meyers Sängergruß, dessen Handschrift Pfarrer Wiszmann sorgfältig aufbewahrt hat.¹³⁾ Merkwürdigerweise ist das frohbewegte Lied allen Meyer-Forschern unbekannt geblieben. Es heißt:

Sängergruß. (Entwurf.)
(Nachdruck untersagt.)

Willkomm, ersehnte Brüder im Gesang,
Willkomm, seeüber oder seeentlang,

¹³⁾ Aus Pfr. Wiszmans Nachlaß sind uns Lied und Briefchen freundlich zur Verfügung gestellt worden, die wir mit Erlaubnis von Frau Camilla Meyer in Kilchberg hier veröffentlichen.

Auf blauer Flut bewegt ein frischer Hauch
Der Flagge Faltenwurf, der Vöte Rauch,
Die Fahne wird dem Strande zugeführt,
Wo sich im Wind dieselbe Falte rührt —
Und etwas Schön'res hab' ich nie gesehn
Als blankes Kreuz auf roten Banners Weh'n.

Zwei Menschenalter sind's — so lang, so lang,
Daß hier zuerst das Lied zusammenklang.
Noch blüht der Wein und duftet weit und breit,
Noch überschäumt die Kelter allezeit,
Noch geht der Becher um, noch wird geliebt
An beiden Ufern, was es Schönes gibt —
Und etwas Schön'res hab' ich nie gesehn
Als blankes Kreuz auf roten Banners Weh'n.

Ihr Wand'rer, die ihr alle Lande kennt,
Sagt, wo die Lebensfackel heller brennt?
Die reichten uns die Väter lodernd dar,
Die bieten lodernd wir der jungen Schar,
Man hält am See das Leben wert und fest,
Wenn man es nicht für Schön'res fahren läßt —
Und etwas Schön'res hab' ich nie gesehn
Als blankes Kreuz auf roten Banners Weh'n.

Es ist wohl kaum nötig, auf die Schönheiten des Liedes besonders hinzuweisen. In der ersten Strophe das bewegte Leben der Flut und der Festbanner, in der zweiten das kräftig pulsierende Leben an den Ufern unseres Sees, in der dritten der Blick in die Zukunft und der Einsatz des Lebens für die größeren Güter, — wir sehen im Geiste unsere Vorfahren mit dem Komtur Schmid über den See und den Albis nach Kappel hinübereilen, wir sehen die Stäfer für die alte Freiheit kämpfen und leiden. Wahrlich, wir dürfen uns dieses Liedes freuen!

Obwohl Meyer gelegentlich klagte, wie undankbar für das Vaterland zu dichten sei, stellte er doch seine Kunst wiederholt in den Dienst der Heimat. Aber alle diese Gelegenheitsgedichte hat Meyer streng von seiner Gedichtsammlung ausgeschieden, auch die schöne Zwinglikantate und die schlichttiefen Strophien zur Weihe des neuen Schulhauses in Kilchberg anno 1891:

„In der menschlichen Gemeinde
Gibt es Große nicht, noch Kleine;
Einzig gültig ist das Eine:
Die getreu erfüllte Pflicht!
Stille Kränze können schweben
Über einem schlichten Leben
Nichtig ist des Menschen Streben,
Triumphiert das Gute nicht!“

Der Dichter gehörte nun längst der ganzen Heimat, ja dem weiten deutschen Sprachgebiet. Sein Ruhm war längst über die Grenzen der Heimat hinaus — oder vielmehr über die Gren-

zen zu uns gedrungen. Seine Novellen wurden in alle Kultursprachen Europas übersetzt. Sein Drang in die Ferne und Weite aber war gestillt, seit er sein eigen Heim und Frau und Kind hatte — 1878 ward ihm seine einzige Tochter Camilla geboren:

„Mit Weib und Kind an meinem eignen Herd,
In einer häuslich trauten Flamme Schein
Dünkt keine Ferne mir begehrenswert;
So ist es gut! So sollt' es ewig sein...“

(Ein Pilgrim.)

Wohl zog es ihn auch später noch in die Berge.
Noch im Alter jubelt er ihnen entgegen:

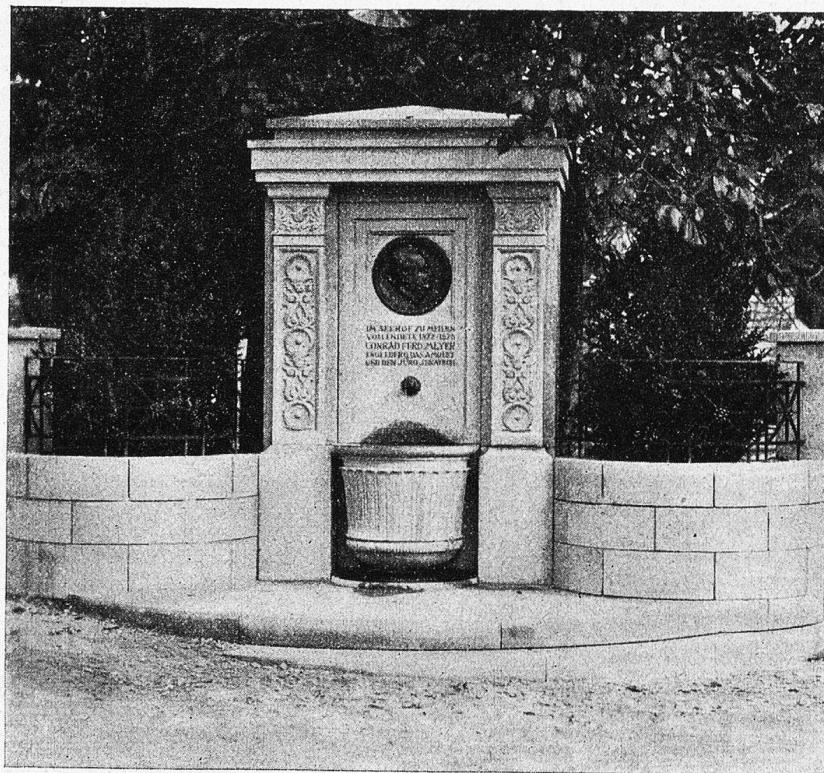
„O Atem der Berge, beglückender Hauch!“

Aber er fühlte, daß sein Abend nahte. Mit Weib und Kind oder allein wanderte er gern des Abends auf der Höhe von Kilchberg und lauschte dem Klang der Glocken rund um den See:

„Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt,
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!“ (Requiem.)

Über dem zweitletzten großen reifen Werke, der Renaissance-Novelle „Die Versuchung des Pescara“ liegt die Wehmut eines frühen Sterbens. Ahnte der Dichter die Reize seines eigenen Lebensstages? Noch vollendete er „Angela Borgia“, dann brach er 1892 unter der Arbeit des rastlosen Formens und Gestaltens zusammen. Er hatte seine Kraft in dem heißen Schaffen der letzten zwanzig Jahre verzehrt. Zu Königsfelden fand er Heilung. Genesen kehrte er im Herbst 1893 in sein Heim zurück. Die alte Kraft schien noch einmal aufzuleben. Da nahm ein Schlaganfall den Dichter hinweg, am 28. Wintermonat 1898. Am 1. Christmonat ward er auf dem Kirchhof zu Kilchberg begraben. Dort ruht er im Angesicht des Sees und der Berge, deren Licht und Glanz in seinen Dichtungen leuchtet:

„In meinem Wesen und Gedicht
Überall ist Hirnelicht,
Das große, stille Leuchten!“



Phot. Behrli-Verlag, Kilchberg (Sch.).

Der C. F. Meyer-Brunnen zu Meilen, gegenüber dem „Seehof“.

Der architektonische Aufbau des Brunnens, sowie die ausdrucksvolle Bronze-Plakette ist ein Werk von Bildhauer Rudolf Pfaff-Amsler in Meilen. Errichtet wurde der Brunnen zum Andenken C. F. Meyers am 11. Oktober 1925 von der Mittwoch-Gesellschaft

Meilen mit Unterstützung der Gemeinde und einiger Freunde des Dichters. Die Inschrift unter dem Bildnis des Dichters lautet: Im Seehof zu Meilen vollendete 1872—1875 Conrad Ferd. Meyer: Engelberg, das Amulet und den Jürg Jenatsch.